

Leseprobe aus:

Hasters
Rassismus

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Carl Hanser Verlag München 2019

HANSER

hanserblau

ALICE HASTERS

**WAS WEISSE
MENSCHEN NICHT
ÜBER RASSISMUS
HÖREN WOLLEN
ABER WISSEN
SOLLTEN**

hanserblau

Für meine Schwestern

13. Auflage 2020

ISBN 978-3-446-26425-0

© 2019 hanserblau in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlag: ZERO Werbeagentur, München

Foto: © H. Henkensiefken PixxWerk®, München

Satz: Angelika Kudella, Köln

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014889

INHALT

VORWORT

1 ALLTAG

- Das R-Wort 11
- Doppelt oder Halb? 21
- Wütende Schwarze Frauen 33
- Einzigartig und Unsichtbar 41

2 SCHULE

- Deutsch und Geschichte 52
- Intelligenz 68
- Ich wäre auch gerne Schwarz 80
- Highschool 94
- Was kannst du später mal werden? 102

3 KÖRPER

- Haare 115
- Haut 123
- Muskeln 132
- Po 144

4 LIEBE

- Deine erste Schwarze Freundin 154
- Nächstenliebe 163
- Tinder 175

5 FAMILIE

- Mama und Papa 182
- Onkel und Cousine 190
- Großeltern 198
- Schwestern 206

6 GLOSSAR 212

7 LITERATURVERZEICHNIS 218

VORWORT

An der Journalistenschule besuchte ich ein Seminar, in dem wir lernten, Zeitungskommentare zu verfassen. Wir durften uns das Thema frei aussuchen. Wichtig war es, eine klare Haltung zu formulieren. Ich schrieb meinen Kommentar über einen Karnevalsverein, der nicht einsah, warum seine Mitglieder aufhören sollten, ihre Gesichter schwarz anzumalen, Afro-Perücken aufzusetzen und sich als »lustige Afrikaner*innen« zu verkleiden. »Darf man jetzt etwa keinen Spaß mehr haben?«, fragten sie sich.

Meine These lautete: Wir sprechen falsch über Rassismus. Der Fokus liegt nur darauf, was man heutzutage noch dürfe und was nicht. Aber Gleichberechtigung kann man nicht durch ein Einhalten von Verboten erreichen. Rassismus zu bekämpfen, ist keine Sache der Höflichkeit. Menschen müssen verstehen, was hinter ihrem rassistischen Handeln steckt. Mein Dozent verstand diesen Ansatz nicht. »Was soll das sein, ein Gesinnungstext?«, schrieb er darunter. Außerdem wurde meine Themenwahl kritisiert. Rassismus hätte zu wenig mit der aktuellen Politik zu tun.

Das ist jetzt schon ein paar Jahre her. Mittlerweile erkennen viele Menschen die politische Aktualität von Rassismus – oder haben zumindest mitbekommen, dass sich Leute damit beschäftigen. Manche finden, das Thema sei hochgekocht und es würde zu viel darüber gesprochen. Ich finde hingegen, der Diskurs steckt noch in den Kinderschuhen. Das Problem ist der Sprung in der Schallplatte. Wir hüpfen immer wieder an den Anfang. Wir verhandeln darüber,

ob Rassismus überhaupt existiert und wenn ja, ob und wie schlimmer er ist. Das werde ich in diesem Buch nicht tun.

Dass wir bei diesem Thema nur schleppend vorankommen, erkenne ich unter anderem daran, dass viele immer noch nicht verstehen, wie man rassistisch sein kann. Oder dass sie überrascht reagieren, wenn Menschen von Diskriminierungserfahrungen erzählen. Für sie war Rassismus nie ein Thema. Es sind oft gerade diese Menschen, die momentan nicht mehr mitkommen. Es reicht nicht aus, sich über Rassismus zu wundern, und es ist wichtig, dass wir verstehen, wie man rassistisch sein kann. Gerade jetzt. Politik und Gesellschaft rücken immer weiter nach rechts, und auf einmal sind es eben nicht mehr nur Nazis, sondern auch die eigene Tante auf dem Familienfest, die ein Problem damit hat, »dass man ja keine Deutschen mehr auf der Straße sieht«.

Eine geläufige Reaktion auf so eine Aussage: Kopfschütteln, Augen verdrehen, schweigen. Muss man nicht dramatisieren, die eigene Tante ist schließlich kein Nazi. Doch hier liegt ein Missverständnis vor: Nicht nur Nazis sind rassistisch, und man muss Rassismus nicht erst bekämpfen, wenn er in radikaler Form auftritt. Rassismus beginnt schon viel früher.

Das scheinen viele Menschen nicht zu wissen oder zu akzeptieren. Ich früher auch nicht. Lange dachte ich, Menschen, die ungefragt in meine Haare fassen, mich automatisch auf Englisch ansprechen, die mich, noch bevor sie meinen Namen wissen, fragen, wo ich herkomme, oder meine Hautfarbe mit allem auf der Welt vergleichen, was braun oder schwarz ist – das sei einfach normal und zu akzeptieren. Freundliche Neugier. Ich sah es als meine Aufgabe an, diese Dinge hinzunehmen, darüber zu schweigen oder höchstens mit anderen Betroffenen darüber zu sprechen.

Doch der Rassismus im Kleinen, im Alltag, hängt mit dem Rassismus im Großen zusammen – und wie, das versuche ich in diesem

Buch an einem konkreten Beispiel zu erklären: mir selbst. Meine Expertise rührt in erster Linie aus meiner Existenz als Schwarze Frau. Ich erzähle von Rassismus, der mir in meinem Leben begegnet ist. Der auf den ersten Blick vielleicht harmlos wirken mag und eben doch große Auswirkungen hat. Im Alltag, in der Schule, auf meinen Körper, in der Liebe und in der Familie. So ist das Buch deswegen auch aufgeteilt.

Ich will transparent machen, dass meine Welt oft anders aussieht als die von *weißen* Menschen. Das geht natürlich mit einer bestimmten Perspektive einher. Ich bin eine Schwarze Frau, mit einem *weißen* Elternteil, ich bin heterosexuell, und ich habe die deutsche Staatsbürgerschaft. Genau genommen müsste das Buch also heißen: »Was *weiße* Menschen nicht über bestimmte Aspekte von Anti-Schwarzem-Rassismus hören wollen, aber wissen sollten«. Das Buch hat keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Wie gesagt, wir sind beim Thema Rassismus noch längst nicht am Ende. Es braucht noch viel mehr Stimmen, die gehört werden müssen.

Viele Menschen, vor allem Schwarze Frauen, haben bereits kluge Bücher geschrieben, die umfassend und anschaulich erklären, wie Rassismus, insbesondere in Deutschland, aussieht. Einige von ihnen werden Erwähnung in diesem Buch finden, denn ohne ihre Arbeit hätte dieses Buch nicht entstehen können. Während ich ihre Texte las, habe ich mich oft gefragt, warum ich das Ganze noch einmal aufschreibe. Aber dann gehe ich ins Internet, lese Kommentare in sozialen Netzwerken, schaue mir Talkshows an – und dann fällt es mir wieder ein. Die Arbeit dieser Menschen wurde noch nicht ausreichend gelesen, gehört oder ernst genommen. Wie gesagt, es braucht noch mehr.

»*Your silence will not protect you*« – euer Schweigen schützt euch nicht. Das schrieb die Schwarze Dichterin und Aktivistin Audre Lorde. Schweigen zu brechen, mache Angst, gerade weil das Risiko

bestehe, dass man missverstanden oder verletzt werde. Dinge müssen ausgesprochen werden, auch wenn dieses Risiko besteht, so Lorde. Gut, dann fange ich mal damit an.

Bevor es losgeht, noch eine kleine Einführung zu dem Gebrauch von Schrift und Sprache in diesem Buch.

Dieses Buch enthält rassistische Begriffe. Im Fließtext habe ich die Begriffe, die leider nicht so altertümlich sind wie angebracht, zensiert. Gerade um deutlich zu machen, dass sie nicht mehr genutzt werden sollten. Bei historischen Zitaten habe ich mich dazu entschieden, sie unzensiert auszuschreiben.

Die meisten Namen der im Buch vorkommenden Personen wurden geändert.

Dass Schwarz groß geschrieben wird und *weiß* kursiv, ist Absicht. Warum, wird in diesem Buch auch noch erklärt. Außerdem verwende ich genderneutrale Sprache. Es mag für manche zunächst ein wenig ungewohnt sein, aber darum geht es ja auch – um das Ändern von Gewohnheiten.

1 ALLTAG

DAS R-WORT

Ich bin in Köln-Nippes aufgewachsen. Kölner*innen pflegen einen besonderen Patriotismus, wenn es um ihre Heimatstadt geht. Nippeser*innen legen noch einmal eine Schippe drauf. Sie lieben ihr Viertel. So sehr. Sie lassen sich die Nippeser Postleitzahl tätowieren und tragen T-Shirts und Mützen, die erkennen lassen, wo sie wohnen.

Als ich klein war, witzelte Stefan Raab im Fernsehen gerne darüber, dass Nippes ein hartes Pflaster sei. Das stimmte nicht. Zumindest nicht in meinen Augen. Es war das Lieblingsviertel von Künstler*innen und Freiberufler*innen. Die Mieten waren verhältnismäßig günstig, und trotzdem war es nicht ab vom Schuss. Viele Familien mit überwiegend türkischer Zuwanderungsgeschichte lebten dort. Rückblickend reichte das wahrscheinlich, um Nippes als ein Problemviertel darzustellen.

Auf dem Nippeser Markplatz thront ein hässlicher Betonklotz mit großen Treppenstufen, die nirgendwo hinführen. Was dieser Bau genau soll, wofür er gut ist, weiß ich bis heute nicht. Von dort aus kann man gut beobachten, wie mittags Menschen zwischen den Ständen hin und her wuseln, und der Geräuschkulisse aus den Schreien der Verkäufer*innen und dem kölschen, nachbarlichen Gequatsche lauschen. Als ich jung war, spielten wir dort nach der Schule zwischen zermatschtem Gemüse. Im Sommer kauften wir

uns für zwanzig Pfennige Wassereis und Kaugummis am kleinen Kiosk, setzten uns auf die nach Urin und Essensresten stinkenden Betonstufen und streckten uns gegenseitig unsere blau gefärbten Zungen entgegen.

Mittlerweile ist Köln-Nippes gentrifiziert.

Imbissbuden, Ramschläden und alteingesessene Kneipen mussten Burgerläden, Bars und Cafés weichen. Der hässliche Betonklotz auf dem Marktplatz wurde von einem lokalen Künstler bunt angemalt und sieht jetzt ein bisschen besser aus. Immerhin. Den Kiosk gibt es nicht mehr. Dort hat eine kleine Kaffeebude aufgemacht.

Als ich noch, einige Jahre älter inzwischen, in Nippes gewohnt habe, habe ich mich dort, an der Kaffeebude, oft mit meiner Freundin Luise getroffen. So saß ich mit Anfang zwanzig wieder gerne auf den Betonstufen, statt Wassereis einen Cappuccino in der Hand. Der Kaffeeladen wird von zwei Frauen betrieben, die Kund*innen mit einem Lächeln begrüßen und ihre Kaffees mit viel Liebe durch das Durchreichfenster übergeben.

Eines Tages, als Luise ihren Kaffee bezahlte und Trinkgeld geben wollte, stellte eine der Frauen eine Spardose vor uns. »Hier kannst du es reinschmeißen«, sagte sie vergnügt. Es war eine antike Spardose: der Oberkörper eines Schwarzen Mannes. Rote Lippen, breit zu einem absurden Lächeln geformt, große Augen und Nase. Vor seinem Mund eine Hand, in die man die Münze hineinlegen konnte. Als die Frau einen Hebel betätigte, hob sich die Hand. Die Augen des Mannes rollten nach hinten, die Münze verschwand in seinem Mund und landete scheppernd im Inneren der Spardose.

Ich hatte so eine Sparbüchse schon einmal gesehen. Meine Mutter hatte vor vielen Jahren eine weibliche Version in einem Antiquariat in Irland gekauft, als wir dort Urlaub machten. Damals war ich neun Jahre alt. Ich wunderte mich über diese seltsame Spardose.

»Warum hast du sie gekauft?«, fragte ich meine Mutter. »Ich will nicht, dass jemand so etwas Rassistisches besitzt, deshalb muss ich sie aus dem Verkehr ziehen«, sagte sie. Sie erklärte mir auch, dass diese Spardose symbolisieren sollte, dass Schwarze das ganze Geld der *Weiß*en verschlucken würden. Damals habe ich noch nicht genau verstanden, warum.

Heute weiß ich, dass diese Spardosen zwischen dem Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts sehr beliebt waren, »Jolly N**ger Bank« genannt wurden und aus den USA kommen. Nach der offiziellen Beendigung der Sklaverei 1865 dort wurden jedem Schwarzen Menschen im Zuge einer Agrarreform sechzehn Hektar Land und ein Esel versprochen. Außerdem fielen Schwarze Menschen als kostenlose Arbeitskraft weg. Das kam *weißen* Landbesitzer*innen natürlich erst einmal sehr teuer vor. Die ehemaligen Sklav*innen wurden also als Geldfresser*innen der *Weiß*en gesehen, einfach nur, weil sie jetzt bezahlt werden mussten. Schwarze Menschen bekamen das ihnen zugesicherte Land und Vieh nicht, das Versprechen wurde schnell wieder zurückgezogen. Das Narrativ der gierigen Schwarzen blieb. Aus dieser Ansicht entstand unter anderem diese Spardose.

Unter Sammler*innen sind Spardosen wie diese heute immer noch begehrt. Allerdings nicht zu verwechseln mit den sogenannten »Nickn**gern« – Spendendosen, die lange Zeit auch in deutschen Kirchen zu finden waren, mit denen die Gemeinden Geld für »die Armen in Afrika« sammelten. Diese Spendendosen kamen meist in Form eines Schwarzen Jungen, der eine Art Korb vor sich trug und, wenn man eine Münze einwarf, artig und demütig den Kopf verneigte. Ebenso rassistisch, doch aus einem anderen historischen Kontext – dazu kommen wir noch.

Hier war ich nun auf dem rummeligen Marktplatz vor der netten Kaffeeverkäuferin und der rassistischen Spardose, die gerade Luises

Trinkgeld verschluckt hatte. Offensichtlich kannte oder erkannte die Frau den historischen Zusammenhang nicht. Vielleicht war diese Spardose für sie nur ein antikes Trödelstück – eben ein Mann, der Geld verschluckt. Vielleicht fand sie das witzig. Wahrscheinlich fiel der Kaffeeverkäuferin die Darstellung des Mannes mit den großen weißen Augen und Zähnen, den roten Lippen und der wulstigen Stirn nicht als rassistisch auf. Eine Sekunde lang überlegte ich, einfach nichts zu sagen. Die Frau in ihrem friedlichen Unwissen zu lassen. Das machte ich oft – einfach nichts sagen. Ich bin nicht besonders schlagfertig und eher konfliktscheu. Ich wusste, wenn ich das »R-Wort« aussprechen würde, wäre die Stimmung dahin.

Selten fühlen sich *weiße* Menschen so angegriffen, allein und missverstanden wie dann, wenn man sie oder ihre Handlungen rassistisch nennt. Das Wort »Rassismus« wirkt wie eine Gießkanne voller Scham, ausgekippt über die Benannten. Weil die Scham so groß ist, geht es im Anschluss selten um den Rassismus an sich, sondern darum, dass ich jemandem Rassismus unterstelle. Meist sind solche Auseinandersetzungen kräftezehrend und wenig zielführend. Denn so viel haben die meisten schon verstanden: Rassistisch sollte man nicht sein. Rassismus, so die geläufige Annahme, sei offener Hass, Verachtung, und trete seit 1945 nur noch vereinzelt auf. Kaum ein Land habe sich so viel Mühe gegeben wie Deutschland, die eigene rassistische Vergangenheit aufzuarbeiten, heißt es dann. Deshalb sei es jetzt auch mal gut. Und überhaupt: Rassismus gegenüber Schwarzen sei doch ohnehin ein Problem der USA – oder Großbritanniens oder Frankreichs.

Weiße Menschen haben so wenig Übung darin, mit ihrem eigenen Rassismus konfrontiert zu werden, dass sie meist wütend darauf reagieren, anfangen zu weinen oder einfach gehen.

Am Ende bin oft ich es, die sich dafür entschuldigen soll, das Thema überhaupt adressiert zu haben. Diese Dynamik nennt man Tä-

ter*innen-Opfer-Umkehr. Egal, wie ruhig ich mich verhalte, ist die Wahrscheinlichkeit relativ hoch, dass Menschen meine Reaktion als irrational, empfindlich, dramatisierend oder überemotional bewerten. Für viele Menschen wirkt das R-Wort so, als ob man eine Fliege mit einem Baseballschläger erschlagen würde. Wenn ich jemanden rassistisch nenne, dann hört dieser Mensch meist nicht, was ich ihm oder ihr sage. Was er oder sie hört, ist: »Du bist ein schlechter Mensch. Du bist böse. Du bist ein Nazi.«

Das liegt auch daran, dass Menschen eine einseitige Vorstellung davon haben, was Rassismus ist.

Für Rassismus gibt es unterschiedliche Definitionen. Der Historiker Ibram X. Kendi definiert es in seinem Buch *Gebrandmarkt* zum Beispiel so: »Jegliche Vorstellung, die eine bestimmte ethnische Gruppe als einer anderen ethnischen Gruppe unterlegen oder überlegen betrachtet.«

Doch in einer Welt, in der Ungleichheit besteht, ist auch Rassismus ungleich gewichtet. Viele Menschen gehen davon aus, dass grundsätzlich jede Person von Rassismus betroffen sein könnte. Diese Menschen sehen Rassismus als rein individuelle Haltung. Wie ein einzelner Mensch die Welt für sich ordnet, hat erst einmal wenig Konsequenzen. Doch Rassismus ist ein System, das mit der Absicht entstanden ist, eine bestimmte Weltordnung herzustellen. Es wurde über Jahrhunderte aufgebaut und ist mächtig. Darin wurde die Hierarchie rassifizierter Gruppen festgeschrieben, und die lautet, ganz grob, so: *Weiß*e ganz oben, *Schwarz*e ganz unten. Wenn also jemand glaubt, *Schwarz*e seien von Natur aus *Weiß*en überlegen, dann ist das zwar theoretisch ein rassistischer Gedanke – aber praktisch ein recht wirkungsloser. Dafür gibt es keine Echokammer, dieser Gedanke wird sich nicht in der Welt widerspiegeln. Anders ist es, wenn jemand glaubt, *weiße* Menschen seien *Schwarz*en überlegen. Diese

Vorstellung füttert das ohnehin bestehende System. Die Echokammer dafür ist riesig. Dieses System nennt sich *White Supremacy – Weiße Vorherrschaft*. Wenn ich von Rassismus spreche, dann meine ich diesen wirkungsvollen, systemischen Rassismus, der die Fähigkeit hat, Menschen zu unterdrücken. Dieser Rassismus steckt überall. In meinem Alltag äußert er sich meist in kleinen, unbedachten Handlungen.

Eine Person, die das schon lange vor mir erklärt hat, ist Noah Sow. Sie merkt in ihrem wichtigen Buch *Deutschland Schwarz Weiß* an, dass Rassismus nicht erst bei dem Unterlegenheitsgedanken anfängt. Sow schreibt: »Heutzutage ist Rassismus der Glaube, dass Menschen bestimmte Prädispositionen (Veranlagungen) jedweder Art haben.« Würde man also annehmen: »Weiße Menschen sprechen hoch, Schwarze Menschen haben eine tiefe Stimme«, dann mag da erst einmal keine Wertung vorliegen. Rassistisch ist die Aussage trotzdem.

Wenn man Rassismus als Denkweise begreift, die ausschließlich bewusst und mit böser Absicht erfolgt, dann ist die Kaffeebudenbesitzerin keine Rassistin. Die Spardose, die sie hat, bleibt allerdings rassistisch. Und während ich vor ihr stehe, frage ich mich: Hätte sie wohl die Spardose so amüsant gefunden, wenn sie einen lächerlichen *weißen* Menschen abgebildet hätte? Vielleicht wäre dann die Identifikation höher gewesen. Vielleicht wäre ihr aufgefallen, wie degradierend die Figur eines geldfressenden Menschen ist – völlig abgesehen vom geschichtlichen Kontext. Denn das ist meine Auffassung von Rassismus: Er ist schon so lang und so massiv in unserer Geschichte, unserer Kultur und unserer Sprache verankert, hat unsere Weltsicht so sehr geprägt, dass wir gar nicht anders können, als in unserer heutigen Welt rassistische Denkmuster zu entwickeln. (Wer will, kann diesen Satz noch einmal lesen, er ist nämlich sehr wichtig, auch für den Rest des Buchs). Rassismus ist in unserem System.

So sehr, dass er oft unbewusst geschieht – besonders der sogenannte Alltagsrassismus.

Rassismus wird man also nicht los, nur weil man behauptet, nicht rassistisch zu sein. Es kann zum Beispiel sein, dass man am Tag gegen Rassismus demonstriert – und trotzdem Angst bekommt, wenn ein Schwarzer Mann einem nachts über den Weg läuft. Oder dass man kurz überrascht ist, wenn eine Frau mit Hijab perfekt Deutsch spricht. Auch wenn diejenigen, die auf die andere Straßenseite wechseln oder kurz verduzt sind, nicht weiter darüber nachdenken und glauben, diese eine Sekunde, diese eine harmlose Handlung bliebe unbemerkt und würde keinen großen Unterschied machen, tut sie es doch. Und zwar für die Betroffenen. Eine deutsche Hijabi bekommt täglich verduzte Blicke, wenn sie den Mund aufmacht. Ein Schwarzer Mann sieht in seinem Leben Hunderte verängstigte Gesichter, wenn er durch die Straßen läuft. Sie bemerken es. Ich bemerke es.

Diese kleinen Momente, sie wirken wie Mückenstiche. Kaum sichtbar, im Einzelnen auszuhalten, doch in schierer Summe wird der Schmerz unerträglich. Diese Mückenstiche haben einen Namen: Mikroaggressionen. Auch davon gibt es unterschiedliche Abstufungen. Das können Angriffe oder Beleidigungen sein wie die Verwendung des N-Wortes oder Aussagen wie: »Wir sind hier in Deutschland.« Es können unbewusste Handlungen sein, wie wenn eine Frau ihre Tasche umkrallt, sobald ich mich in der Bahn neben sie setze. Aber auch das Negieren und Absprechen der eigenen Perspektive und Erfahrungen gehört dazu. Viele Menschen glauben mir nicht, wenn ich sage, dass alte Frauen Angst vor mir haben und mich für eine Diebin halten. Auch Ignoranz ist eine Form der Mikroaggression. Wer vermeidet, sich mit dem Thema auseinanderzusetzen, kann sich immer mit unschuldiger Unwissenheit heraus-

reden. Nur, weil man sich nie bewusst Gedanken über Herkunft, Hautfarbe und Identität gemacht hat, läuft man nicht vorurteilsfrei durch die Gegend. Man bemerkt bloß nicht, dass man diese Vorurteile hat.

All diese Verhaltensmuster tragen dazu bei, das rassistische System aufrechtzuerhalten. Es ist quasi Mikro-Unterdrückung.

Diese Unterschiede im Alltag, die für die meisten um mich herum unsichtbar bleiben, habe ich selbst lange nicht als Form von Rassismus wahrhaben wollen. Ich wusste um den offenen, gewalttätigen, radikalen Rassismus in Deutschland, dessen Opfer ich werden könnte, wäre ich zur falschen Zeit am falschen Ort. Ich hatte schreckliche Angst vor Nazis. Rostock-Lichtenhagen, Solingen, Mölln, die NSU-Morde, Polizeigewalt – diese Vorfälle, und diese Vorfälle allein, waren Rassismus für mich. Davon war mein Alltag weit entfernt. Meine Erlebnisse mit dem gleichen Begriff zu beschreiben, kam mir lange anmaßend vor, als ob ich Opfern offener rassistischer Gewalt das Rampenlicht stehlen oder ihr Leid kleinreden wollte. Stattdessen habe ich selbst von mir gedacht, ich sei zu empfindlich und sollte andere nicht mit meinen Gefühlen belasten. Lieber mitlachen, nichts sagen, lieber bestätigen, dass alles in Ordnung sei. Das wäre doch eine kleine Bürde im Vergleich dazu, um das eigene Leben fürchten zu müssen. Doch gerade die vergangenen Jahre haben aufgezeigt, dass man eine Gesellschaft eben nicht in »die bösen Rassist*innen« und »die Guten« aufteilen kann.

Noch einmal: Rassismus steckt überall in unserer Gesellschaft. Es ist das Märchen über angeborene Eigenschaften, die Annahme, dass wir von Natur aus verschieden seien. Es braucht nur einen bestimmten Kontext, die passende Stimmung und Verkettung von Ereignissen – schon trägt Rassismus nicht mehr nur am rechten Rand Früchte, sondern wuchert überall. Ein blöder Witz, ein heimlicher Gedanke, ein unüberlegtes Vorurteil – es stammt alles aus der

gleichen Geschichte, aus der gleichen historischen Wurzel, und gerade treibt und keimt sie ordentlich. Längst sind Dinge wieder salonfähig geworden, die vor ein paar Jahren noch verpönt schienen. Heute diskutieren wir darüber, ob man überhaupt Menschenleben auf dem Mittelmeer retten muss. Wir haben nichts mehr dagegen, wenn nicht-weiße Menschen unter Generalverdacht gestellt werden, Leute haben ernsthaft Angst davor, Muslim*innen könnten in den nächsten Jahren Deutschland vollkommen einnehmen und ein Kalifat errichten. In dieser Stimmung begann ich mich zu fragen, wie lange ich noch mitlachen, schweigen, gut zureden musste. Wie viele Mückenstiche ich noch ertragen musste. Wie schwer die Bürde sein dürfte, bevor ich anfangen könnte, mich zu beschweren. Aber ich begriff, dass es die falsche Haltung war. Da hätte ich lange warten können. Die richtige Frage war: Warum muss ich überhaupt irgendeine Bürde tragen? Wer hat mir die auferlegt?

Ich stand also vor der Kaffeebudenbesitzerin und wusste nicht genau, was nun der beste Schritt für mich und für sie war. Sollte ich eine lange Diskussion riskieren, wenn ich doch einfach nur einen Cappuccino trinken wollte, oder diesen einen weiteren Mückenstich aushalten? Ich schaute sie an und versuchte, möglichst nett zu sagen: »Na ja, das ist doch ein wenig rassistisch, oder?« Wie erwartet fiel ihr das Lächeln aus dem Gesicht. Sie schaute ungläubig auf die Spardose. »Das hier?«, fragte sie. Ich nickte, erzählte ihr von meiner Mutter und ihrer damaligen Aktion in Irland. Die Frau blickte verunsichert auf die Dose. Mir tat es direkt leid, dass ich ihr nun die Freude an ihrer rassistischen Sparbüchse genommen hatte. Als ob ich gerade einem Kind erzählt hätte, dass es den Weihnachtsmann nicht gibt. Meine Harmoniebedürftigkeit geht halt nicht so gut mit Rassismus einher. Weil ich befürchtete, dass sie gleich zu einer Rechtfertigung ansetzen könnte, nahm ich den Kaffee und ging zu

meinem Platz. Mehr brachte ich nicht übers Herz – aber immerhin, mehr als sonst.

Ich glaube, dass man rassistisches Verhalten nur durch bewusste Konfrontation ändern kann. Das ist nicht leicht. Wer wirklich etwas gegen Diskriminierung tun möchte, sollte bei sich selbst anfangen. Damit meine ich wirklich alle, auch mich. Rassismus ist vielschichtig, nur weil ich davon betroffen bin, heißt das nicht, dass ich nicht dazu beitrage, das System aufrechtzuerhalten. Allerdings müssen vor allem diejenigen, die nicht betroffen sind, sich mal bewegen. Das verlangt Offenheit. Aushalten. Von Scham, von Wut, von Traurigkeit. Von diesem unangenehmen Gefühl, das sich in der Magengegend ausbreitet, sich auf die Brust legt und in den Kopf schießt. Das einen erst einmal dazu bewegt, den Kopf zu schütteln. Sich den eigenen Vorurteilen zu stellen, verlangt Veränderung. Loslassen von Dingen, die einem lieb sind. Und Verantwortung. Klingt erst einmal nicht so toll. Klingt aber auch wie Therapie. Und danach geht es einem bekanntlich meist besser.

Ein Diskurs über Rassismus lohnt sich nicht, wenn Menschen nur das Ziel haben, ihren eigenen Hintern vor Vorwürfen zu retten. Wer Rassismus bekämpfen will, muss Veränderung befürworten – und die fängt bei einem selbst an. Das kann hier und da unbequem werden, und es ist normal, dass wir empfindlich auf Rassismuskritik reagieren. Aber wir sollten lernen, das auszuhalten. Gerade weiße Menschen brauchen da mehr Rückgrat. Ich will, dass sich etwas ändert, und ich habe die Hoffnung noch nicht aufgegeben, dass Kontext und Aufklärung zu dieser Veränderung beitragen können.

Als ich ein paar Wochen später wieder an der Kaffeebude stand, war die Spardose übrigens weg. Ich weiß nicht, ob mein verhaltener Hinweis der Grund war. Vielleicht hat die Frau selbst recherchiert. Viel-

leicht hat sie andere Menschen gefragt. Ich weiß es nicht, jedenfalls ist das Ding nicht mehr da. Und das machte mir Hoffnung, dass Reden vielleicht doch hilft.

DOPPELT ODER HALB?

»Na, wie alt bist du denn?« »Wie heißt du?« »Gehst du schon in den Kindergarten?« »Bist du schon in der Schule?« Ich erinnere mich an diese Fragen aus der Froschperspektive. Sie wurden mir von Erwachsenen gestellt, die heruntergebeugt mit hoher, manchmal etwas zu lauter Stimme mit mir sprachen. Es waren Freund*innen von Eltern, Menschen im Supermarkt, in der Bahn. So wie jedes andere Kind auch streckte ich die entsprechende Anzahl von Fingern in die Luft, beantwortete alle Fragen entweder sehr leise, sehr laut, nickte oder schüttelte den Kopf. Durch diese Fragen lernen Kinder, was sie in dieser Welt interessant macht, was für Informationen Menschen brauchen, um sie einzuordnen. An die Fragen sind Erwartungen und Bewertungen geknüpft. Seit ich denken kann, wurde mir allerdings noch eine Frage gestellt, die die *weißen* Kinder um mich herum nicht beantworten mussten: »Wo kommst du her?«

Ich lernte schnell, dass nicht nur Name, Alter, Familie und Bildungsstand Bedeutung hatten, sondern für mich noch eine weitere Sache essenzieller Bestandteil meiner Person war: meine Herkunft. Oder besser gesagt: die meiner Mutter. Ich kam nämlich, wie alle anderen auch, aus Köln – doch ich merkte schnell, dass das nicht die »richtige« Antwort auf die Frage war. »Woher kommst du wirklich?«, lautete stets die Nachfrage. »Wo liegen deine Wurzeln?«

Als ob mein Deutschsein nicht echt wäre und sich dahinter noch

eine wahrhaftigere Identität verbergen würde. »Aus Amerika«, sagte ich stattdessen. Das führte allerdings dazu, dass die Menschen glaubten, ich sei dort geboren und könne deshalb alle weiteren Fragen über Amerika beantworten. Zu dem Zeitpunkt wusste ich wenig über die USA. Primär verband ich das Land mit Wolkenkratzern und McDonald's. Mir war klar, dass meine Mutter und meine Oma dort zur Welt gekommen waren und dass ich einen Onkel hatte, der dort lebte. Ich konnte Englisch sprechen. Mehr allerdings nicht.

Es gibt wohl zwei Wege, wie man mit der Wo-kommst-du-her-Frage umgehen kann. Man wehrt sich gegen das Schubladendenken, oder man versucht hineinzupassen. Das Erste ist zwar empfehlenswerter – leider war ich eher Typ zwei. Ich merkte, dass Menschen spannende Geschichten über mein Leben und meinen Alltag erwarteten. Die Wahrheit war jedoch, dass sich mein Alltag nicht besonders von dem der anderen Kinder unterschied. Ich hatte eine blühende Fantasie, also dachte ich mir manchmal Dinge über Amerika aus. Alles, was ich aus dem Fernsehen, aus Büchern und aus Erzählungen meiner Mutter und meiner Oma über die USA wusste, wob ich in meine Beschreibungen hinein.

Das funktionierte nur bedingt – denn die Fragen hörten nicht auf. Oft wollten Menschen wissen, wann und wie ich nach Deutschland gezogen sei und warum. Je nach Situation gestand ich entweder meine Lügen, gab sie teilweise zu oder log einfach weiter.

Besonders deutlich wurde mein Dilemma an einem Tag in der Grundschule. Unsere Klassenlehrerin hatte eine besondere Aufgabe für die nicht-weißen Kinder in unserer Klasse. Das waren die gleichen Kinder, die statt in den evangelischen oder katholischen Religionsunterricht in die »Auffanggruppe« geschickt wurden. Sie bat uns, etwas aus »unserer Heimat« mitzubringen – und anhand dessen etwas über »unser Land« zu erklären. Blöd nur, dass ich kein